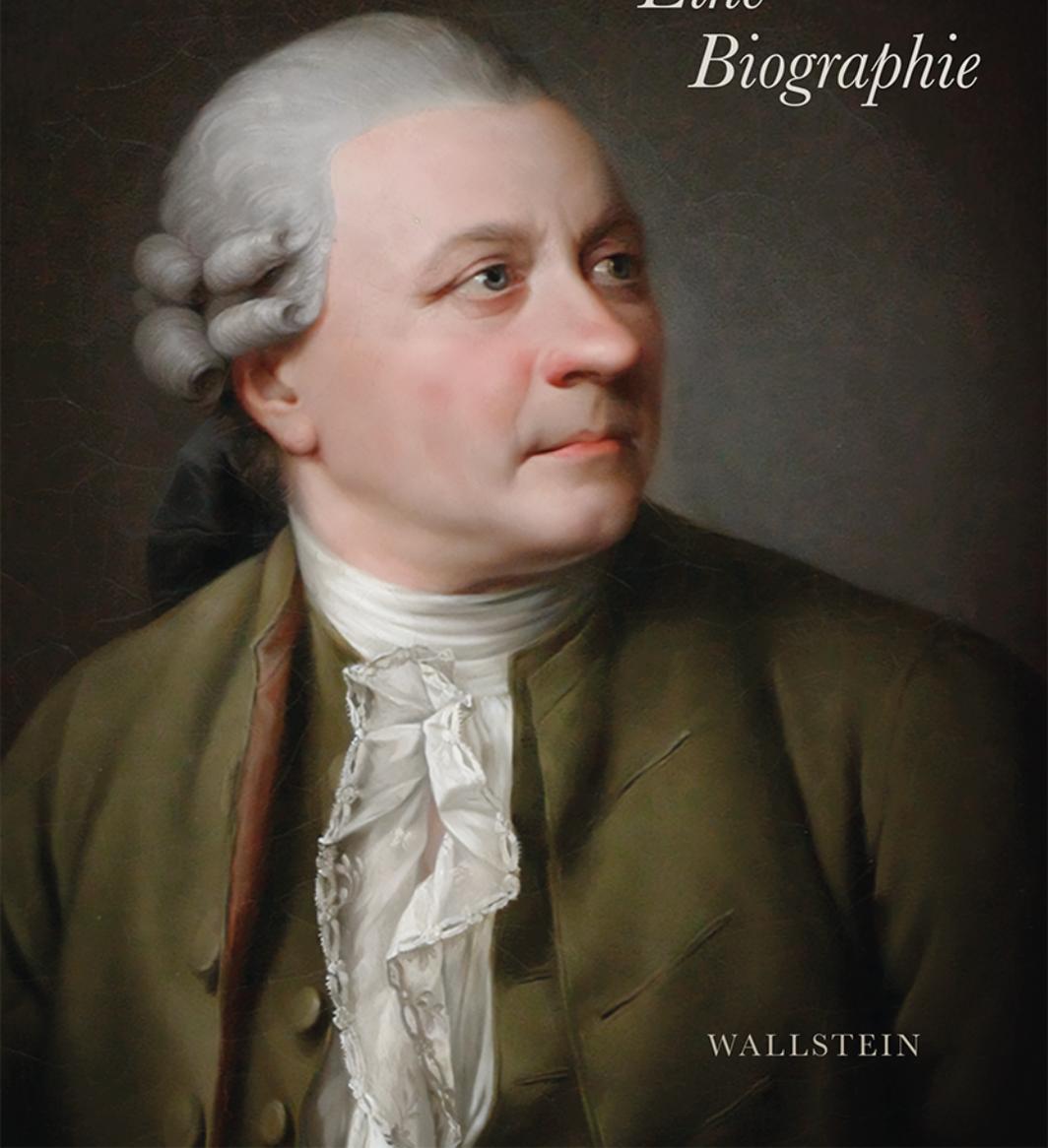


KAI KAUFFMANN

Klopstock!

*Eine
Biographie*



WALLSTEIN

Kai Kauffmann
Klopstock!
Eine Biographie

Kai Kauffmann

Klopstock!

Eine Biographie



WALLSTEIN VERLAG

*Für Rolf Bier
in Freundschaft*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2024

2., durchgesehene Auflage

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Aldus nova Pro

Umschlaggestaltung: Wallstein Verlag,

unter Verwendung von Jens Juel: Friedrich Gottlieb Klopstock (ca. 1779)

ISBN (Print) 978-3-8353-5569-9

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-8600-6

Inhalt

Vorwort	7
-------------------	---

I. Von Ort zu Ort

1724 – 1750

Lob des Herkommens: Die Quedlinburger Familie	11
In der pädagogischen Provinz: Schulpforta	22
Der Himmelstürmer: Die Abschiedsrede in Schulpforta	31
Aus der Studierstube in den Literaturbetrieb: Jena, Leipzig und die ›Bremer Beiträger‹	39
In der Schreibwerkstatt: Arbeit am <i>Messias</i> (I)	51
Erste Liebe, frühe Oden: Empfindsame Geschichten aus Langensalza	61
Bodmers Zorn oder: Eine Lustfahrt auf dem Zürichsee	76
Der Weg aus dem Labyrinth: Quedlinburg – Hamburg – Kopenhagen	91

II. Kopenhagen

1751 – 1770

Der Dichter und die Könige: Als Außenseiter am Kopenhagener Hof	105
Hermeneutik des Herzens: Der Briefwechsel mit Meta Moller	119
Von Leben und Tod: Die Ehejahre und die <i>Hinterlassenen Schriften</i>	129
Leseproben und Druckausgaben: Arbeit am <i>Messias</i> (II)	145

Lessings Zweifel oder: Verschiedene Arten, über Gott zu denken und zu dichten.	162
Aus der Krise zu neuem Schwung: Die Erfindung des Bardengesangs	183
Für ein freies Vaterland und friedliche Brudervölker: Das Projekt der Hermannsdramen	204
Filiationen der Freundschaft: Bei den Bernstorffs	214

III. Hamburg

1770 – 1803

Der Dichter und die Künste der Vermittlung: Im Netzwerk der Hamburger Gesellschaft	237
Idol der Jugend: Der ›Göttinger Hain‹ und der junge Goethe.	256
Himmlische Triumphgesänge mit faustischem Widerhall: Arbeit am <i>Messias</i> (III)	279
Zwischen Kulturpolitik und Autorpoetik: Das Projekt der <i>Deutschen Gelehrtenrepublik</i>	295
Aus der Praxis in die Theorie: Denk- und Streitschriften über Sprache und Dichtkunst.	308
Für die Freiheit und gegen den Terror: Politische Lyrik zur Französischen Revolution	325
Glück und Leid des Alters: Die letzten Jahre bis zum triumphalen Begräbnis	341
Klopstocks Nachleben oder: Let's get the rhythm!	356
Anmerkungen.	369
Literatur.	396
Bildnachweise.	408
Zeittafel	410
Dank	412
Register	414

Vorwort

Friedrich Gottlieb Klopstock (1724-1803) war der berühmteste deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts. Als Goethe die Gewitterszene in seinem Roman *Die Leiden des jungen Werthers* schilderte, wussten die Leserinnen und Leser im Erscheinungsjahr 1774, auf welchen Dichter und auf welche Ode hier angespielt wurde: »Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte – Klopstock!«¹ Kurz zuvor war von Klopstock nicht nur die erste vollständige Ausgabe des religiösen Versepos *Der Messias* erschienen, sondern auch die lang erwartete Sammlung seiner Gedichte mit der großen Ode ›Die Frühlingsfeier‹. Der inzwischen fünfzigjährige Dichter der sogenannten Empfindsamkeit war in aller Munde und zog auch die Generation der Stürmer und Dränger, unter ihnen Herder, Goethe und Schiller, in seinen Bann. Noch Hölderlin bekannte sich zu ihm als Vorbild der eigenen Oden und Hymnen.

Klopstock stammte aus einer bürgerlichen Familie in Quedlinburg, die aber durch wirtschaftliche Spekulationen des Vaters verarmte. Ein Stipendium ermöglichte ihm den Besuch der Internatsschule Pforta bei Naumburg, ein Studium der Theologie in Jena und in Leipzig schloss sich an. Zu dieser Zeit schrieb er die ersten drei Gesänge des *Messias*, die, in den ›Neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und des Witzes‹ veröffentlicht, ihn schlagartig bekannt machten. Nach einer Stelle als Hauslehrer in Langensalza und einem Arbeitsaufenthalt bei dem damaligen Literaturpapst Johann Jakob Bodmer in Zürich ging er mit einer Pension des dänischen Königs für zwanzig Jahre nach Kopenhagen, um dort den *Messias* zu vollenden. Seine Ehe mit Meta Moller endete abrupt, als die geliebte Frau im Kindbett starb. Seinem Förderer

und Freund, dem dänischen Staatsminister Johann Hartwig Ernst von Bernstorff, folgte er auf Grund eines politischen Umsturzes von Kopenhagen nach Hamburg. In der Gesellschaft der Hansestadt bestens vernetzt, lebte er gleichwohl sehr bescheiden im Haushalt einer Nichte Metas, die er, fast siebzig Jahre alt, nach dem Tod ihres Ehemanns heiratete. Noch als Greis begeisterte er sich in Gedichten für die Ideale der Französischen Revolution, deren Umschlag in die Schreckensherrschaft der Jakobiner er genauso entschieden anprangerte. In den letzten Lebensjahren war er zunehmend von schweren Krankheiten geplagt. Bei seinem als Staatsakt begangenen Begräbnis folgte eine ungeheure Menge von geschätzt 50.000 Menschen dem Sarg durch Hamburg und Altona nach Ottensen. Dort wurde Klopstock in einem Grab beerdigt, das bis heute erhalten ist.

Die vorliegende Biographie, die erste Gesamtdarstellung seit 1888, beschreibt die Stationen seines Lebens als Orte der deutsch-europäischen Sozial-, Literatur- und Kulturgeschichte. Klopstocks Verhältnis zu anderen Dichtern und Künstlern, zu Fürsten und Politikern, wird über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten geschildert. Ein besonderes Augenmerk gilt der gewöhnlich unterschätzten Mutter Anna Maria Klopstock; der nicht nur als Schreiberin empfindsamer Briefe, sondern auch als Dichterin gewürdigten Meta Moller; sowie der zweiten Ehefrau Johanna Elisabeth von Winthem, die als Sängerin im hamburgischen Musikleben hervortrat. Die Biographie verzahnt Leben und Werk. Sie nähert sich dem *Messias*, der im Rahmen eines solchen Buchs nicht als komplexes Netzwerk religiöser und literarischer Diskurse behandelt werden kann, über die Arbeitsweise des Schriftstellers und setzt mit einem Vergleich zwischen den Triumphgesängen am Ende des Versepos und der Himmelfahrt zum Schluss von Goethes *Faust II* einen überraschenden Akzent. In den Mittelpunkt des Interesses werden immer wieder die Gedichte, die Oden und Elegien, gerückt, die noch heute Leser finden. Doch auch die kulturpatriotischen Hermannsdramen, die kulturpolitischen Programme des ›Wiener Plans‹ und der *Deutschen Gelehrtenrepublik* sowie die aus der Praxis des Dichters hervorgegangenen Schriften zu Sprache und Poetik werden anschaulich beschrieben.

Als ein roter Faden zieht sich durch Klopstocks Leben, dass er in besonderem Maße zu Freundschaften fähig war. Obwohl er sich seiner eigenen Berufung zum Dichter von Jugend an bewusst war, stellte er sich selbst selten in den Vordergrund, sondern fügte sich in bestehende

Freundeskreise und Familienverbände ein. Nur in einzelnen Fällen kam es zu persönlichen Konflikten, so im Vater-Sohn-Verhältnis zu Bodmer, der ihm eine zu freie Lebensführung und zu laxen Arbeitsmoral vorwarf – da verließ er lieber das Haus des Patriarchen und zog zu der Familie eines Freundes. Auch öffentliche Auseinandersetzungen mit anderen Schriftstellern vermied er nach Möglichkeit. Er hatte, anders als der zeitweilig mit ihm befreundete Lessing, keine Lust, sich über seine Grundsätze der Religion, der Moral, der Wissenschaften und der Künste vor großem Publikum zu streiten. Insofern war er kein Protagonist einer an Kontroversen interessierten Aufklärung. Wenn es nach seiner Meinung unbedingt notwendig war, ein klares Wort zu sagen, bevorzugte er die persönliche An- und Aussprache. Als er von den alkoholischen Exzessen und sexuellen Eskapaden hörte, bei denen der gerade erst mündig gewordene Herzog Carl August von Sachsen-Weimar von dem einige Jahre älteren Goethe begleitet wurde, schrieb er diesem einen Brief und mahnte ihn, seiner moralischen Verantwortung als Mensch und Dichter gerecht zu werden. Freilich verbat sich Goethe die Einmischung in seine eigenen Angelegenheiten und zwang Klopstock, entweder in dieser Sache zu schweigen oder den Kontakt abzubrechen. So endete die persönliche Beziehung der beiden, was aber nichts daran änderte, dass der Dichter des *Faust* sich am Dichter des *Messias* abarbeitete und mit ihm im literarischen Feld der damaligen Zeit um die Vorherrschaft konkurrierte.

Als durchgehender Zug in der dichterischen Tätigkeit Klopstocks erweist sich, dass er immer wieder mit neuen Themen und Formen experimentierte. Parallel zur Arbeit an dem Versepos des *Messias*, das die erste große Dichtung deutscher Sprache in Hexametern war, führte er mit seinen Oden und Elegien die antiken Versmaße in die deutsche Lyrik ein. Die Bardengesänge und Hermannsdramen waren der Versuch, die nordische Mythologie für die Literatur fruchtbar zu machen. Und die Gedichte zur Französischen Revolution schufen für den politischen Diskurs ein poetisches Medium. Als Schriftsteller war Klopstock ein radikaler Reformator, der bis ins hohe Alter kreativ blieb, neue Arten der Literatur erprobte und damit seine Zeitgenossen inspirierte oder provozierte. Nichts ist so falsch wie das von der gängigen Literaturgeschichte überlieferte Bild eines Dichters, dessen Bedeutung sich mit den ersten Gesängen des *Messias* und einigen frühen Oden erschöpft habe.

Diese Biographie ist keine gelehrte Abhandlung der Literaturwissenschaft mit einem gewaltigen Anmerkungsapparat. Sie richtet sich an ein

größeres, gleichwohl gebildetes Lesepublikum. Die Darstellung arbeitet mit zahlreichen Originalzitatzen, insbesondere aus den Briefwechszeln, die im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der Brieffreundschaften, eine zentrale Rolle spielten. In ihnen spiegelt sich die Lebens- und Werkgeschichte. Die Darstellung zielt auch bei schwierigen Sachverhalten auf Verständlichkeit und Anschaulichkeit. Dabei folgt sie in den thematischen Kapiteln nicht immer einer linearen Chronologie, sondern springt stellenweise viele Jahre vor oder zurück. Das gilt etwa für die Kapitel über die Arbeit am *Messias*, da diese sich über einen Zeitraum von fünf Jahrzehnten erstreckte. Auch die seit 1747 entstandenen Oden, die häufig nur als Manuskripte im Freundeskreis zirkulierten und erst 1771 gesammelt in Buchform publiziert wurden, lassen sich nicht einfach in das Raster einer zeitlichen Abfolge bringen. Um den Lesern die Orientierung zu erleichtern, ist der Darstellung aber eine Zeittafel mit den wichtigsten Lebens- und Werkdaten angehängt. Ein Personenregister erhöht die Zugänglichkeit. Insgesamt möchte diese Biographie ein neues Interesse am Leben und Werk Klopstocks wecken.

I. Von Ort zu Ort

1724 – 1750

Lob des Herkommens: Die Quedlinburger Familie

Klopstock war mit dem Versepos *Der Messias* bereits zum berühmtesten Dichter im deutschen Sprachgebiet geworden, da erwog er vorübergehend, eine Geschichte seines Lebens zu verfassen. Dass er diesen Plan bald aufgab, ist für ihn bezeichnend. Zwar war er seit seiner Jugend von dem Gefühl erfüllt, zum Dichter berufen zu sein, und wies auf diese Mission selbstbewusst hin. Auch genoss er durchaus die Verehrung im Kreis von Freunden und das Renommee in der Öffentlichkeit. Aber Klopstock neigte nicht dazu, sich als einzelne Person ins Zentrum zu stellen und zum alleinigen Thema zu machen. Es wäre ihm menschlich vermessen vorgekommen, eine Autobiographie nach Art von *Dichtung und Wahrheit* zu schreiben, in der Goethe, der berühmteste Dichter der folgenden Generation, die eigene Geburt im Frankfurter Elternhaus als ein weltgeschichtliches Ereignis mit kosmologischem und mythologischem Apparat, Sternenhimmel und Göttergestalten, inszeniert.

Nur verdeckt hat sich Klopstock in dichterischer Form erlaubt, da und dort auf seine Herkunft anzuspielen und sie, über historische Figuren vermittelt, mit mehr Bedeutung auszustatten. In dem Anfang 1769 erschienenen Drama *Hermanns Schlacht* lässt er den Cheruskerfürsten Siegmars berichten, wo Hermann geboren sei: »Auf dem hohen Berge Cheruska's entspringt ein Bach. Der stürzt durch den Bergwald herunter. Der zweyte Fels des Thalwalds, bey dem der Bach vorbey fließt, ist der Geburtsfels meines Sohns.«¹ Nur ein so enger Freund wie Johann Wilhelm Ludwig Gleim, der zudem als Bürger von Halberstadt mit der Umgebung des Harzes bestens vertraut war, konnte in dieser Landschaftsschilderung einen Hinweis auf den im Flusstal der Bode gelegenen Schlossberg von Quedlinburg erkennen. Gerührt schrieb er Klopstock am 20. März 1769: »Auch ich [...] ward nicht weit von dem zwoten

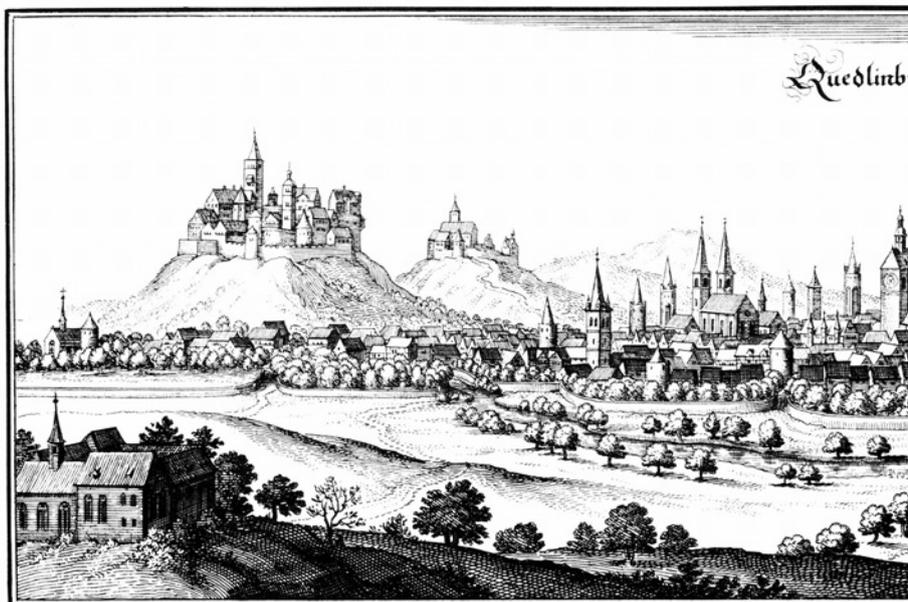
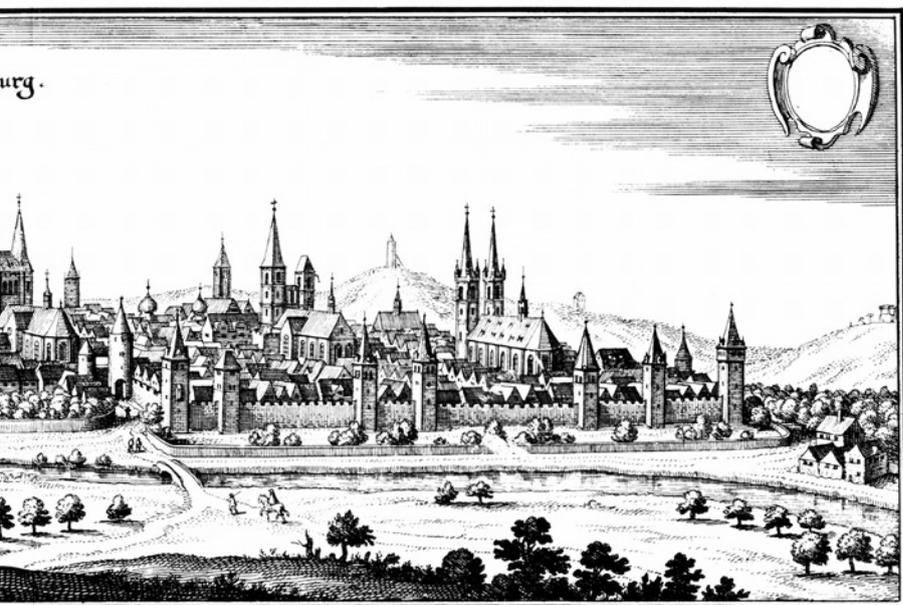


Abb. 1 Quedlinburg 1647, Stich von Merian

Felsen des Thalwalds gebohren; Sie, mein Klopstock, billig nahe darunter!«² Der germanische Heros und der deutsche Barde sind demnach fast am gleichen Ort zur Welt gekommen: der eine oben auf dem Felsen, der später die mutmaßlich von Heinrich dem Vogler errichtete Königsburg tragen sollte, der andere unten gleich neben dem Finkenherd, wo noch heute das Geburtshaus Klopstocks steht und ein dem Dichter gewidmetes Museum (Schloßberg 12) beherbergt.

Auch der frühe, noch während der Schulzeit erwogene Plan zu einem Versepos über Heinrich den Vogler lässt darauf schließen, dass Klopstock in seiner Geburtsstadt mehr sehen wollte als irgendeinen beliebigen Ort. Der auf dem Schlossberg begrabene König Heinrich I. (919-936) wird in Quedlinburg als der eigentliche Gründer der Stadt und der Abtei verehrt. Nach der lokalen Auslegung der bekannten Sage soll ihm an dem Ort, der später Finkenherd genannt wurde, die deutsche Königskrone angetragen worden sein. In Klopstocks Augen erschien Heinrich I. darüber hinaus historisch bedeutend, weil er, ein zweiter Hermann, die deutsche Freiheit gegen fremdländische Invasoren erfolgreich verteidigt



habe – in diesem patriotischen Sinn feiert die 1749 gedruckte Ode ›Heinrich der Vogler‹ den Sieger über die Ungarn. Hermann der Cherusker und Heinrich der Vogler, das sind die beiden sagenumwobenen Gestalten der deutschen Geschichte, mit denen Friedrich Gottlieb Klopstock der eigenen Herkunft aus Quedlinburg eine poetische Aura verliehen hat.

Seit dem Mittelalter gehörte Quedlinburg zur reichsunmittelbaren Herrschaft der fürstlichen Äbtissin des dortigen Frauenstiftes. Ab dem 15. Jahrhundert stand sie unter dem Schutz des sächsischen Kurfürsten, bis August der Starke die Schutzherrschaft im Jahre 1697 an den brandenburgischen Kurfürsten gegen eine Summe von 80.000 Talern verkaufte. Ein Jahr darauf besetzten preußische Truppen die Stadt. Obwohl der preußische König Friedrich II., der seine Schwester Amalia als Äbtissin von Quedlinburg einsetzte, 1741 in einem Präliminarvertrag die »von uralten Zeiten her« stammenden Herrschaftsrechte der Äbtissin formell anerkannte, verschoben sich die realen Machtverhältnisse im Verlaufe des 18. Jahrhunderts immer stärker in Richtung der neuen Territorial-



*Abb. 2 Gottlieb Heinrich Klopstock (1698-1756),
Maler unbekannt.
Städtische Museen Quedlinburg / Klopstockhaus*



*Abb. 3 Anna Maria Klopstock (1703-1773),
Öbild von Benjamin Calau, 1770,
Gleimhaus Halberstadt – Museum der deutschen Aufklärung*

gewalt. Zu der Zeit, als Klopstock in Quedlinburg aufwuchs, unterstand der Äbtissin aber noch immer die höhere und die niedere Gerichtsbarkeit. Freilich hatte die Stadt ihre frühere Bedeutung als Stammsitz deutscher Könige und Kaiser längst verloren. Quedlinburg war nur noch ein regionales Verwaltungszentrum und blieb als gleichfalls auf die nähere Umgebung beschränkter Marktplatz weit hinter wichtigen Handelsstädten wie etwa Magdeburg oder Leipzig zurück. Quedlinburg dürfte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ungefähr 7.000 bis 8.000 Einwohner gehabt haben.³

Klopstocks Vorfahren⁴ waren in der väterlichen Linie seit drei Generationen in Quedlinburg ansässig und zählten zur bürgerlichen Oberschicht der Stadt. Der Urgroßvater Daniel Klopstock (1632-1684) und der Großvater Karl Otto Klopstock (1667-1722) verfügten als Juristen über akademische Bildung, erwarben durch ihre berufliche Tätigkeit ein beträchtliches Vermögen und legten dieses größtenteils in Wohnhäusern und Grundstücken an.⁵ Wie sie war auch der Vater Gottlieb Heinrich (1698-1756) als Jurist tätig. Von 1722 an hatte er unter anderem das Amt eines fürstlichen Stiftsadvokaten in Quedlinburg inne. Mütterlicherseits war der Großvater Johann Christoph Schmidt (1659-1711) ein wohlhabender Handelskaufmann und Tuchfabrikant im sächsischen Langensalza. Seine Tochter Anna Maria Schmidt (1703-1773) vermählte sich mit Gottlieb Heinrich Klopstock am 9. September 1723.

Beide Eheleute gehörten der lutherischen Konfession an. Die ältere Klopstock-Forschung hat vermutet, im Quedlinburger Elternhaus habe es einen starken pietistischen Einfluss gegeben. Tatsächlich war damals pietistisches Gedankengut in der Quedlinburger Gesellschaftsschicht der Klopstocks weit verbreitet. Aussagekräftige Belege für eine persönliche Nähe der Eltern zum Pietismus scheint es aber nicht zu geben, auch die aus mehreren Quellen bekannte Neigung von Gottlieb Heinrich Klopstock, den Eingriff übernatürlicher Kräfte in das menschliche Leben jederzeit für möglich zu halten, lässt diesen Schluss nicht zu.⁶ Daran, dass sowohl die Mutter als auch der Vater fromme Christen waren und ihren festen Glauben im täglichen Familienleben praktizierten, besteht allerdings keinerlei Zweifel. In der Erziehung der Kinder spielte das Auswendiglernen von biblischen Psalmen, Sprüchen und Stellen aus den Episteln eine zentrale Rolle. So wurde der Grundstein für die Religiosität Klopstocks gelegt, die sein späteres Leben und Werk maßgeblich bestimmen sollte.

Über die individuellen Charaktere der Eltern, die Klopstock mit »Mama« und »Papa« ansprach, haben seine bisherigen Biographen unterschiedlich viel mitgeteilt. Von der Mutter weiß Carl Friedrich Cramer lediglich zu berichten, sie sei eine »würdige Frau« gewesen.⁷ Laut Franz Muncker hing sie »mit ängstlich besorgter Zärtlichkeit« an den Kindern und ließ die »gehörige Strenge« in deren Erziehung vermissen.⁸ Ihre geistige Begabung habe nicht das hohe Niveau des Ehemanns gehabt; so seien ihre Briefe inhaltlich unbedeutend und stilistisch unbeholfen gewesen. Diesem Urteil, das den Vorstellungen des späten 19. Jahrhunderts verhaftet ist, muss hier sozialgeschichtlich widersprochen werden. Als Mädchen dürfte Anna Maria Schmidt nur häuslichen Unterricht und kirchliche Unterweisung erhalten haben, der Besuch eines Gymnasiums oder gar einer Universität war ihr verschlossen. Nach der Heirat war sie hauptsächlich mit dem Aufziehen der beinahe jährlich wachsenden Kinderschar und der Führung des großen Haushaltes beschäftigt. Da blieb über das wiederholende Lesen religiöser Schriften hinaus wenig Muße für die Lektüre und das Studium anders gearteter Literatur. Die überlieferten Briefe aus einer Zeit, als sie bereits Witwe war, sind überwiegend von der finanziellen Notlage diktierte Bittschreiben an den ältesten Sohn, so viel Geld, wie er eben aufbringen könne, zu ihrem Haushalt beizusteuern und so auch die jüngeren, noch unversorgten Kinder zu unterstützen. Sie sind fast fehlerfrei geschrieben, was im Vergleich zu anderen Briefschreiberinnen ihrer Generation auffällt. Die von Muncker erwähnte Tatsache, Klopstock habe der Mutter stets eines der ersten Exemplare seiner Bücher zukommen lassen, beweist freilich nicht mehr, als dass er bei ihr von einem gewissen Interesse an den Werken des berühmten Sohnes ausging, das auch rein gefühlsmäßiger Natur gewesen sein könnte. Aber dass er ihr bei kleineren Angelegenheiten die geschäftliche Korrespondenz mit dem Verleger Hemmerde in Halle an der Saale übertrug, spricht doch für eine kluge, im gesellschaftlichen Umgang gewandte Frau. Und dafür spricht auch ihre den Tod des Ehemanns überdauernde Freundschaft mit Gleim, der sie häufiger in Quedlinburg besuchte und zu sich nach Halberstadt einlud. Klopstock muss sie als warmherzige Mutter geliebt haben. Noch im erwachsenen Alter ist er immer wieder für mehrere Monate zu ihr zurückgekehrt. Nachdem seine Ehefrau Meta im Kindbett gestorben und er in eine tiefe Lebenskrise gestürzt war, hat er sich sogar zwei Jahre lang bei ihr aufgehalten.

Klopstocks Vater wird von Cramer als »sehr originaler Mann« voller Tatkraft und Tapferkeit charakterisiert: »In hohem Grade bieder und gut, fest von Entschlüssen, wollte was er wollte, führte aus was er auszuführen beschlossen hatte. Seine Kinder liebte er mit sehr fester männlicher Liebe; aber von Empfindsamkeit scheint er mir nichts an sich gehabt zu haben.«⁹ Die zahlreichen Bravourstücke und Räuberpistolen, die Cramer im ersten, gegen Ende der 1770er Jahre geschriebenen Teil seiner Klopstock-Biographie über ihn erzählt, klingen deutlich an die starken Männer- und Vaterfiguren aus den zeitgenössischen Dramen des Sturm und Drang an. Gottlieb Heinrich Klopstock – ein echter »Kraftkerk« nach Art des Götz von Berlichingen? Zumindest von seinem Bildungsgang und Berufsweg her war er eher ein Funktionär des »tintenklecksenden Säkulums« (Schiller). Er hatte sich an der Hallenser Universität zunächst für Theologie eingeschrieben, dann aber das Studium der Rechte gewählt. Seit 1722 als Advokat in der fürstlichen Stiftskanzlei in Quedlinburg tätig, entwickelte er sich zu einem erfahrenen Verwaltungsjuristen. Als er 1732 gemeinsam mit einem Verwandten die Pacht des »Königlich-Preußischen Ober- und Unteramtes Friedeburg« in der Grafschaft Mansfeld übernahm, ging er mit den dazu benötigten Krediten finanzielle Risiken ein und wagte sich mit der Bewirtschaftung der Domäne auf ein Gebiet, mit dem er persönlich nicht vertraut war. Die Gründe, warum diese Unternehmung so schnell zum familiären Ruin führte, sind nur ansatzweise zu ermitteln.¹⁰ Nach weniger als fünf Jahren musste er die Pacht abgeben und, mit hohen Schulden belastet, nach Quedlinburg zurückkehren. Wieweit es ihm dort gelang, beruflich und gesellschaftlich wieder Fuß zu fassen, ist unklar. Jedenfalls war er außer Stande, die Schulden zurückzuzahlen, er musste eine Hypothek auf das Wohnhaus am Schlossberg aufnehmen und konnte nur dadurch, dass er die gegen ihn und seine Ehefrau angestrenzten Gerichtsprozesse viele Jahre lang hinauszögerte, den Verkauf des gesamten Immobilienbesitzes in Quedlinburg verhindern. Der von Cramer als starker Mann gepriesene Vater war in Wirklichkeit für den Verlust des finanziellen Vermögens und die Verminderung des gesellschaftlichen Ansehens der Familie verantwortlich. Unbenommen bleiben seine vielseitige Bildung und sein anhaltendes Interesse an den Wissenschaften, das durch die häufige Bestellung von theologischen, juristischen und schöngeistigen Büchern belegt wird. Mit väterlichem Stolz und familiärer Genugtuung verfolgte er die dichterische Karriere seines ältesten Sohnes. In den überlieferten Briefen an Gleim, den Halberstädter Domsekretär, mit dem ihn

auch das Studium der Rechte in Halle und die Tätigkeit als Verwaltungsjurist verbanden, drückte er seine Freude über die Erfolge des Dichters und seinen Ärger über die Angriffe von Neidern aus. Wie viel Kompensation für das eigene Scheitern mag dabei im Spiel gewesen sein?

Als erstes Kind wurde Friedrich Gottlieb Klopstock am 2. Juli 1724 in Quedlinburg geboren. Nicht weniger als siebzehn Geschwister sollten bis 1747 folgen, von denen zwei tot zur Welt kamen und vier weitere innerhalb des ersten Jahres starben.¹¹ Klopstock wuchs also in einem sich rasch vergrößernden Kreis von Geschwistern auf, was seine lebenslange Fähigkeit, sich in Gemeinschaften einzufügen, gefördert haben dürfte. Zugleich wurde er schon früh mit der Erfahrung des Todes konfrontiert. Kurz nachdem zwei Schwestern im Säuglingsalter gestorben waren, verlor er seinen knapp fünfjährigen Bruder Johann Christian im Oktober 1733. Darauf, dass dies ein bestimmendes Ereignis in der eigenen Entwicklung war, verweist Klopstock in der autobiographisch geprägten Ode ›Der Abschied‹ von 1748. Wenn dort das ›Ich‹ des jugendlichen Dichters, von seiner unglücklichen Liebe zu einem Mädchen namens ›Fanny‹ erfüllt, das eigene Hinscheiden aus der hiesigen Welt imaginiert, dann kommt ihm an einer Stelle der jüngere Bruder in den Sinn: »durch deß Tod mich Staunen traf, daß / Traurigkeit auch, und nicht Freud' allein sey / Auf Erden!«¹² Laut Carl Friedrich Cramer erwähnte Klopstock viele Jahrzehnte später, dass der Tod seines Lieblingsbruders »eine der heftigsten Gemütsbewegungen bey ihm hervorgebracht habe, deren er sich noch erinnern«¹³ könne.

Im Frühjahr oder Sommer 1732 zogen die Klopstocks von Quedlinburg in das etwa fünfzig Kilometer entfernte, zur Herrschaft der Grafen von Mansfeld gehörende Friedeburg an der Saale. Die Familie des Generalpächters, der auch die Polizei- und Gerichtsgewalt im Amtsgebiet ausübte, bewohnte wohl einen Teil des Schlosses oberhalb des aus nur einigen wenigen Häusern bestehenden Dorfes. Als ein preußischer Offizier dort Rekruten anwerben wollte, soll der Vater gedroht haben, er werde ihn auf dem Schlossplatz mit Pistolen empfangen, nötigenfalls flankiert von seinen mit Mistgabeln und Dreschflegeln bewaffneten Knechten. Über die Jahre in Friedeburg berichtet Cramer in der Klopstock-Biographie vor allem, wie frei das Leben der Kinder auf dem Lande gewesen sei. »Laufen, sich erhitzen, gefährliche Oerter erklimmen, alles, was Kinder sich selbst überlassen, von Waghalsigkeiten vornehmen«, sei die Sache von Friedrich Gottlieb und seinem zweitgeborenen Bruder August Philipp gewesen:

»Sie badeten auch oft, und das hatte ihnen die Mutter verboten. Wens denn also heimlich geschehen war, und ihre nassen Haare sie verriethen, und es hieß: wo seydt ihr gewesen? so waren die Haare immer nicht vom Wasser, sondern von der Pomade naß. Das ging einigemal gut! aber endlich nam die Mutter sie beyhm Slafittig, und führte sie zum Vater vor [...]. Der Vater sah sie ernstlich an: Sagt mir die Wahrheit. Ihm durften sie nun mit keinem Vorwande kommen. Sie gestandens also gleich. Er ließ sich drauf beschreiben, wo? in welchem Wasser? wie sies angefangen hätten? ... wir erwarteten nun, sagte Kl. mir, daß ein Gericht über uns ergehen würde! aber er entließ uns, und sagte nichts weiter als: Jungens ersauft mir nur nicht!«¹⁴

Quellenkritisch ist nicht genau zu ermessen, wie viel diese Anekdote über Klopstocks Eltern und seine Kindheit besagt, zumal sie vom Biographen im Stil der Rousseau-Mode der 1770er Jahre nacherzählt wird. Doch dass Klopstock in Friedeburg seinen Bewegungsdrang, der ihn bis ins hohe Alter auszeichnen sollte, wesentlich freier ausleben konnte als zuvor und danach in Quedlinburg – von der späteren Internatszeit in Pforta zu schweigen –, lässt sich festhalten. Ein wichtiger Faktor war: Es fehlte hier noch der tägliche Schulunterricht. Während der Friedeburger Zeit erhielt Klopstock lediglich private Stunden von einem Kandidaten der Theologie, gemeinsam mit den Söhnen des adligen Rittergutsbesitzers von Könitz.

Mit dieser Freiheit war es vorbei, als die Familie um 1736/37 nach Quedlinburg zurückkehrte und Klopstock auf eine ›gelehrte Schule‹ geschickt wurde. Möglicherweise erwogen die Eltern vorübergehend, ihn auf das von August Hermann Francke in Halle an der Saale gegründete ›Paedagogium‹, eine streng pietistische Lehr- und Zuchtanstalt, zu geben. In einem Brief vom 20. Juli 1800, der an den damaligen Rektor von Schulpforta adressiert ist, spricht Klopstock davon, seine Mutter habe mit ihm das Hallenser ›Paedagogium‹ besichtigt, als er zwölf Jahre alt gewesen sei: »Ich sah einen ganzen Tag alles, was darin voring, u. bekam einen solchen Abscheu vor dem Zwange, u seinen auch mir, dem zwölfjährigen Knaben sichtbaren Folgen, daß ich entschlossen war m. Mutter auf den Knien zu bitten, mich nicht dorthin zu bringen, wenn dieß bey einer so sehr liebenden, u. vernünftigen M. nötig seyn sollte.«¹⁵ Da im nächsten Satz von der erst Jahre später erfolgten Entscheidung zugunsten von Schulpforta die Rede ist, muss es sich jedoch um einen Erinnerungsfehler handeln, der entweder die Angabe

des Lebensalters oder aber die Verknüpfung mit Schulpforta betrifft. Das kann natürlich nach so langer Zeit vorkommen. Tatsache ist, dass Klopstock als etwa Dreizehnjähriger in das Quedlinburger Gymnasium aufgenommen wurde. Die nach der Reformation gegründete Schule, die als humanistische Lehranstalt das Schwergewicht auf die Beherrschung der alten Sprachen Latein und Griechisch legte, genoss noch einen guten Ruf, geriet aber gerade zu dieser Zeit in einen Abwärtsstrudel. Einige Monate nach dem Tod des angesehenen Rektors Johann Tobias Eckhard übernahm im Juni 1738 Johann Caspar Eberhard Winken das Amt, der in seinem Unterricht einerseits das Verständnis der Schüler überfordert, andererseits aber die Betreuung ihrer Arbeiten vernachlässigt zu haben scheint. Beides trug offenbar zu einem Verlust von ›Zucht‹ und ›Ordnung‹ auf Seiten der Jugendlichen bei. Als Folge derartiger Missstände war schon drei Jahre nach seinem Amtsantritt die Schülerzahl des Quedlinburger Gymnasiums deutlich gesunken.¹⁶

Vielleicht auch aus diesen spezifischen Gründen hatte Klopstock große Schwierigkeiten, sich an den Schulunterricht in Quedlinburg zu gewöhnen, wie er rückblickend bekannte. Erst als er vom Vater ermahnt worden sei, für die bevorstehende Aufnahmeprüfung in Schulpforta zu lernen, habe er sich kräftig angestrengt:

»Nun stellte er mir vor, daß ich mich angreifen müßte, daß die Zeit meines Bleibens in der Schule davon abhängen würde, wie gut ich im Examine bestünde, und wie hoch man mich dadurch gleich in der Classe ansetzte. Ich thats also auch, und fiel wieder über das Lateinische und Griechische her, und weis mich noch wohl zu entsinnen, wie ich manchmal oben auf dem Oberboden in der brennenden Sonnenhitze umherging und im Schweis des Angesichts lernte.«¹⁷

Dem Vater war der Erfolg bei der Aufnahmeprüfung nicht zuletzt deshalb so wichtig, weil es um eine sogenannte Freistelle in Schulpforta ging. Aufgrund der angespannten Finanzlage der kinderreichen Familie war die Befreiung von allen Kosten für Unterricht, Kost und Logis von großer Bedeutung. Sie erleichterte es den Eltern auch, das Schulgeld für den zweitgeborenen Sohn zu zahlen, der zur gleichen Zeit das Gymnasium in Quedlinburg besuchte.¹⁸

Die Aussicht auf die Freistelle in der sächsischen Fürstenschule Pforta hatte ein entfernter Verwandter, der Hofrat und Stiftskanzler Johann Christoph Zeumer in Zeitz, eröffnet. Der von Klopstock wahrscheinlich

unter väterlicher Anleitung in formellem Stil verfasste Brief vom 7. Oktober 1738, in dem Zeumer für die Vermittlung gedankt wird, ist das erste uns überlieferte Schreiben aus seiner Feder. Dort heißt es: »Die gütigste Bemühung, welche Ew: Hochwohlgebohren zum ferneren Fortgang meines angefangenen studirens angewendet, mir eine Stelle in der Schul-Pforte zuwege zu bringen, macht gegen Ew: Hochwohlgebohrn mich zu aller nur ersinlichen Danckbahrkeit verbunden, indem es gewiß, daß Dero hohe Gütigkeit mein zeitlich Glück nicht wenig befördert [...].«¹⁹ Klopstock musste aber noch ein knappes Jahr warten, bis ihm, der kein sächsisches Landeskind war, vom Rat der Stadt Naumburg eine eigentlich für dort ansässige Bürger vorgesehene Freistelle der Fürstenschule zuerkannt wurde.

Im Herbst 1739 fand die Aufnahmeprüfung in Schulpforta statt, die größtenteils aus der Übersetzung eines Textes vom Deutschen ins Lateinische bestand. Klopstock absolvierte dieses Exerцитium so erfolgreich, dass er die Eingangsstufe überspringen durfte. Am 6. November 1739 wurde er förmlich in Schulpforta aufgenommen. Damit trat der Fünfzehnjährige in eine neue, von der Quedlinburger Familie fast völlig abgelöste Lebensphase ein.

In der pädagogischen Provinz: Schulpforta

Vom Zentrum von Naumburg, dem nächsten größeren Ort, etwa sechs Kilometer entfernt, liegt Schulpforta als eine Enklave am Flusslauf der Saale. Das ehemalige Zisterzienserkloster Sankt Marien ad Portam war 1543 von Herzog Moritz von Sachsen in eine Fürstenschule umgewandelt worden, die wie die beiden etwa zur gleichen Zeit gegründeten Fürstenschulen Sankt Afra bei Meißen und Sankt Augustin bei Grimma hauptsächlich auf das Studium der Theologie vorbereiten sollte. Schulpforta, die größte der drei sächsischen Fürstenschulen, wurde durch die Übertragung von weiteren Liegenschaften in der Nähe ökonomisch vergleichsweise gut abgesichert. Zu dem durch eine Mauer umgrenzten Areal des ehemaligen Klosters gehörten neben der Kirche und den eigentlichen Schul- und Wohnhäusern auch mehrere Wirtschaftsgebäude.

Zu der Zeit, als Klopstock hier weilte, hatte Pforta rund einhundertfünfzig Schüler, Alumni genannt, die überwiegend aus den verschie-

denen Landesteilen von Sachsen stammten. Bei ihrer Aufnahme mussten sie zwischen elf und fünfzehn Jahre alt sein. Ihrem jeweiligen Leistungsstand und Lernfortschritt gemäß, der im Laufe der Schulzeit durch halbjährliche Prüfungen ermittelt wurde, kamen sie in eine der fünf Klassen. Für diese waren als Klassenlehrer zuständig: der Rector Friedrich Gotthilf Freytag für die Prima, der Conrector Johann Friedlieb Stübel (ab 1743 Daniel Peucer) für die Obersecunda, der Tertius Salomo Hentschel für die Mittelsecunda, der Diaconus Christoph Haymann für die Untersecunda und der Cantor Gottlob Geißler für die Tertia. Zum siebenköpfigen Kollegium der Lehrer gehörten außerdem der Pastor Johannes Andreas Walter (bis November 1741), auf den Johannes Joachim Gottlob Am Ende (ab Februar 1744) folgte, und der Mathematiker Johann Christian Gotthelf Hübsch. Währenddessen waren die beiden Maîtres, der französische Sprachmeister und der Tanzmeister, keine Mitglieder der Synode (Versammlung der Lehrer).

Wie sehr die gesamte Lebensform in Schulpforta einen klösterlichen Zuschnitt behalten hatte, macht die detaillierte Beschreibung des früheren Rektors Justinus Bertuch deutlich. Bei dem 1734 unter seinem Namen erschienenen Buch *Teutsches Pfortisches Chronikon* handelt es sich allerdings um eine Schrift, die er mehr als ein Jahrhundert zuvor verfasst hatte.²⁰ Doch zu grundstürzenden Veränderungen gegenüber den von ihm beschriebenen Zuständen ist es bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nicht gekommen.²¹ Jeweils zwei Schüler, ein älterer ›Obergeselle‹ und ein von diesem beaufsichtigter jüngerer ›Untergeselle‹, waren in einer kleinen, nur mit Betten, Stühlen und einem Tisch karg möblierten, zu den kalten Jahreszeiten nicht beheizbaren Zelle untergebracht. Durch die Schulordnung war es ihnen ausdrücklich verboten, ihre Zelle durch »brennend Licht« künstlich zu erleuchten, wie es ihnen auch untersagt wurde, dort Bücher, die nicht der religiösen Erbauung oder dem gelehrten Unterricht dienten, zum bloßen Zeitvertreib zu lesen: »Fabel-Bücher, garstige Reime und schandbare Gemählte, sollen sie weder kauffen, noch lesen, noch in ihrem Zimmer haben.« Ferner durfte kein Schüler in die Zelle eines anderen gehen, um mit diesem zu schwatzen oder sonstigen ungebührlichen Umgang zu haben. Von der Nachtruhe abgesehen hieß das zusammengefasst: »In ihren Cellen sollen sie nichts anders vorhaben, noch treiben, denn allein fleißig studiren.«²² War es in den Zellen dafür zu kalt, fand das Selbststudium im Speisesaal der Schule statt.

Auch der Tagesablauf in Pforta war streng reguliert. Er beruhte auf

einem Stundenplan, dessen Grundschemata bereits in der Zeit um 1600 von Nikolaus von Reusner entworfen und danach nur noch teilweise modifiziert worden war.²³ Die folgende, auf den Angaben bei Bertuch beruhende Übersicht berücksichtigt weder die bis 1739 eingetretenen Veränderungen noch die Unterschiede im gestuften Lehrplan der Klassen von der Tertia bis zur Prima:

- 5 Uhr Morgengebete im Speisesaal; danach Repetition
- 6 Uhr Lektion: Grammatik, Dialektik und Rhetorik (Trivium);
danach Frühstück (Suppe)
- 7 Uhr Morgenandacht in der Kirche; danach Repetition
- 8 Uhr Lektion: Griechisch
- 9 Uhr Repetition
- 10 Uhr Mittagessen und Bibellesung (deutsch)
- 12 Uhr Hutters *Compendium locorum theologicorum*, Arithmetik
oder Musik;
danach Vespertrunk
- 1 Uhr Lektion: Lateinische Redner
- 2 Uhr Repetition
- 3 Uhr Lektion: Lateinische Dichter
- 4 Uhr Abendandacht in der Kirche;
danach Bereitung des Abendessens und Spazieren im
Kreuzgang
- 5 Uhr Abendessen mit Bibellesung (lateinisch)
- 6 Uhr Repetition
- 7 Uhr Schlaftrunk

Im 18. Jahrhundert hatten sich gegenüber diesem Tagesablauf hauptsächlich die Mahlzeiten nach hinten verschoben, so wurde erst um 11 Uhr zu Mittag und um 18 Uhr zu Abend gegessen.²⁴ Es blieb aber beim Aufstehen kurz vor dem Morgengebet um 5 Uhr und dem Zubettgehen direkt nach dem Schlaftrunk um 19 Uhr. Im Großen und Ganzen folgten alle sieben Tage der Woche der gleichen Ordnung. Zwei Abweichungen seien erwähnt: Während sich die Schüler an allen anderen Tagen in ihrer Zelle mit kaltem Wasser und einem Schwamm wuschen, besuchten sie am Donnerstag die geheizte Badestube, wo sie abwechselnd ein Barbier mit Haarewaschen und Haarschneiden traktierte. Zwischen dem 1. Mai und dem 24. Juni (Johannistag) wurde jeweils am Montag- und am Mittwochnachmittag ein dreistündiger Ausflug auf den nahen Knabenberg gemacht: »Wo die Knaben fromm gewesen, ihr

Amt gethan, werden sie im Sommer aufn Berg geführet, sich da, entweder mit Spatziren oder Ball-Schlagen zu *exerciren*.«²⁵ Ansonsten waren die Bewegungsmöglichkeiten der Schüler auf das kurze ›Ambulieren‹ vor dem Abendessen beschränkt, das in dem engen Kreuzgang des ehemaligen Klosters stattfand.

Von den gemeinsamen Ausflügen zum Knabenberg abgesehen, war den Schülern das Verlassen des Klostergeländes nur ausnahmsweise mit der individuell erteilten Erlaubnis des Rektors gestattet. Da man von Schulpforta etwa eine Stunde zu Fuß ins rund sechs Kilometer entfernte Naumburg brauchte, dürfte hier das heimliche ›Aussteigen‹ ein selteneres Phänomen gewesen sein als in der – unter anderem von Gotthold Ephraim Lessing zwischen 1741 und 1746 besuchten – Fürstenschule Sankt Afra, von der aus es nur ein Katzensprung hinunter in die galante Stadt Meißen war.²⁶ Die Schulordnung sah auch keine regelmäßigen Ferien vor, die den täglichen Unterricht für eine etwas längere Zeit unterbrochen und so einen Aufenthalt im Elternhaus ermöglicht hätten. Im Laufe der sechs Jahre, die Klopstock in Schulpforta verbrachte, scheint er höchstens zweimal zu Besuch bei seiner Quedlinburger Familie gewesen zu sein.²⁷ Das war auf den sächsischen Fürstenschulen keineswegs ungewöhnlich, so kam Lessing während seiner Jahre in Sankt Afra ebenso selten nach Hause.

Der Unterricht in Schulpforta fand größtenteils auf Latein statt. Wie bereits das oben wiedergegebene Schema erkennen lässt, konzentrierte er sich zum einen auf die genaue Kenntnis der protestantischen Religion, zum anderen auf das gründliche Studium der alten Sprachen Latein und Griechisch, wobei Letzteres auch die Voraussetzungen für ein aus den originalen Quellen schöpfendes Verständnis der Bibel und eine gelehrte Auseinandersetzung mit der Geschichte der Theologie schaffen sollte. Dass der Lehrplan lediglich die Vermittlung von Grundzügen des Hebräischen vorsah, entsprach dem humanistisch geprägten Typus der Gelehrtenschule. (Eine eingehendere Beschäftigung mit dem Hebräischen erfolgte, wenn überhaupt, erst während eines Studiums der evangelischen Theologie an den reformierten Universitäten.) Seit 1725 war Mathematik ein eigenes Hauptfach im Curriculum.

Speziell das Anspruchsniveau in den beiden klassischen Sprachen war extrem hoch. Man stelle sich vor: Bereits in den ersten beiden Klassen sollten von den Schülern lateinische Schriften von Cicero, Sallust, Florus, Vergil, Horaz und Ovid sowie griechische Texte von Homer und Demosthenes gelesen und erklärt werden. Von Anfang an zählten auch

Übersetzungen in beide Sprachen zum Programm. Derartige Arbeiten mussten die Schüler in der Zeit zwischen den eigentlichen Unterrichtsstunden selbständig anfertigen und dann beim Lehrer zur Korrektur abgeben. Insbesondere wurde darauf gedrungen, dass sie »täglich etwas *lateinisch schreiben* und zugleich im *lateinisch sprechen* geübt werden«. ²⁸ Neben den Übersetzungsarbeiten waren Übungen in der lateinischen und der griechischen Prosodie, die schrittweise zum Verfassen eigener Dichtungen in diesen Sprachen führten, ein wichtiger Teil des Trainings.

Die Schüler machten reihenweise Übungen von der Art, wie sie im Lehrwerk *Erläuterte Anfangs-Gründe der Teutschen Oratorie* des Portenser Prorektors Daniel Peucer enthalten waren: »Peucer bezieht sich auf klassische Autoren wie Cicero oder Quintilian, wählt jedoch vorwiegend Beispiele aus der Bibel und hebt in der Vorrede die Überlegenheit biblischer Tropen und Figuren hervor.« ²⁹ Der angestammte Ort einer solchen Praxis war der Rhetorik- und Poetikunterricht. Hier lernten die Schüler nicht nur, die unterschiedlichen »genera dicendi« (Ausdrucksarten) der Redekunst anzuwenden, sondern auch, welche Darstellungsthemen, Versformen und Stilfiguren zu den je spezifischen Gattungen der Dichtkunst passen und welche eben nicht. Dabei sollten sich die Schüler an den vorbildlichen Mustern biblischer und antiker Autoren orientieren, um auf diesem Weg selbst zur Herstellung gelungener Texte zu gelangen. Zugleich sollten sie über die eigenen Schreiberfahrungen eine tiefere Einsicht in die Dichtkunst der Alten erwerben.

An dieser Stelle sei ein kurzer bildungsgeschichtlicher und kulturkritischer Exkurs gestattet, der bis in unsere Gegenwart führt. Bekanntlich ist die althergebrachte Methode des Rhetorik- und Poetikunterrichts seit dem Ende des 18. Jahrhunderts immer mehr in Verruf geraten, weil die auf einem Kanon klassischer Autoren und Texte beruhenden Prinzipien der »imitatio« (Nachahmung) und »aemulatio« (Überbietung) als Widerspruch zu dem neuen Ideal der künstlerischen Genialität und Originalität betrachtet wurden. Eine der langfristigen Folgen sollte sein, dass sich der gymnasiale Unterricht im 19. und 20. Jahrhundert immer stärker auf die bloße Rezeption von dichterischen Werken konzentrierte. Wenn man den heutigen Deutschunterricht betrachtet, in dem sogar die Werke der berühmtesten Dichter in ihrer Bedeutung nicht mehr vermittelbar erscheinen und sie deshalb fast restlos aus dem damit eigentlich nicht mehr vorhandenen Kanon verschwinden, so kann man allerdings provokant fragen, ob der Verzicht auf die Wechselbeziehung zwischen Schreibtraining und Lesepensum (sowie damit verbundenen

Deklamierübungen) nicht auf lange Sicht ein bildungspolitischer Fehler war. Der halbherzige Versuch an heutigen Universitäten, da und dort zusätzliche Kurse zur freiwilligen Einübung in das ›wissenschaftliche Schreiben‹ oder gar in das ›creative writing‹ im Rahmen des Studiums der Germanistik anzubieten – Kurse, die bezeichnenderweise außerhalb des Curriculums der Lehrerbildung bleiben –, ändert wenig an den inzwischen entstandenen Verlusten auf den Seiten des elaborierten Schreibens *und* der literarischen Lektüre. Nach diesem Exkurs, der am Ende natürlich Unvergleichliches – eine frühere Elitenbildung mit dem heutigen Massenstudium – miteinander vergleicht, kehren wir nach Schulpforta zurück.

Schon dort ist die dichterische Begabung Klopstocks aufgefallen. Einer seiner Mitschüler, der von 1738 bis 1744 in Pforta war, hat 1743 unter dem Namen Johann Daniel Janozki das Buch *Kritische Briefe an vertraute Freunde* veröffentlicht, in dem neben anderen Alumni auch Klopstock charakterisiert und im Hinblick auf seine poetischen Schülerarbeiten gewürdigt wird. Im 82. Brief heißt es:

»An Herr Klopstocken, verspühre ich, eine wahre Neigung, zur Weltweisheit, einen natürlichen Trieb zur Poesie, und eine ungeheuchelte Ehrerbietung, gegen die Religion. Die Sprachen liebet er auch. Er hält sie aber vor keinen Theil der Gelehrsamkeit. Seine Gedichte zeugen von einer stillen, und gesetzten Majestät. Hitzige und ausserordentliche Bewegungen verursachen sie nicht. Sie nehmen aber das Gemüth, mit einer süßen Regung, ein. Sie stellen ihm, eine mannigfaltige Reihe, lieblicher, anmuthiger, und sanftergötzender Bilder, vor. Die Bußlieder fließen aus der Quelle einer ächten Zärtlichkeit. Sie dringen nach und nach, in das innere des Hertzens, ein. Ihre Würckungen brechen endlich, in den Thränen des Lesers, aus. In seinen Sitten ist Einfalt, und Unschuld. In den Unterredungen, Freundlichkeit und Vorsichtigkeit. In dem Umgange eine, mit Hoheit, begleitete, Vertraulichkeit. Aufrichtige Freunde liebet er treu. Den Neidern begegnet er mit Großmuth. Er lebet gern in der Einsamkeit. An den Orten, wo er, die Wercke und Wunder GOTTES, in der Natur, betrachten kann, ist er am liebsten. Gewöhnliche Lustbarkeiten siehet er ganz gleichgültig an. Er bleibt allezeit gelassen, und vergnügt.«³⁰

Offenbar, und deswegen ist die von Janozki gelieferte Beschreibung so bemerkenswert, hatten sich bereits vor dem Ende von Klopstocks Schul-

zeit charakteristische Züge seiner Persönlichkeit ausgeprägt und zeichneten sich schon zu diesem frühen Zeitpunkt wichtige Tendenzen (erhabener Stil, empfindsame Rhetorik) seiner späteren Dichtung ab. Zusätzlich zu den hier genannten Bußliedern erwähnt Janozki in drei anderen Briefen anakreontische Lieder sowie Oden, die Klopstock damals geschrieben hat, und geht etwas genauer auf dessen sowohl in lateinischer und griechischer als auch in deutscher Sprache angefertigte Schäfergedichte ein: »Er schildert, seine Schäfer, und Schäferinnen, nach ihrer glückseligen Ruhe, und Zufriedenheit, ab. In der Beschreibung ihrer unschuldigen Liebe ist er am vortrefflichsten. In der Einrichtung breitet er sich allzusehr aus.«³¹ Die Stelle zur Schäferpoesie belegt, dass Klopstock schon in Schulpforta deutschsprachige Dichtungen verfasst hat. Ob dies im Rahmen des eigentlichen Schulunterrichts geschah oder aber möglicherweise mit einem in Pforta existierenden Schülerzirkel in Zusammenhang stand, der sich der deutschen Sprache und Dichtung gewidmet haben soll, bleibt unklar.³² Bedauerlicherweise haben sich auch, anders als im Falle des jungen Lessing in Sankt Afra, keine poetischen Versuche Klopstocks aus der Zeit in Schulpforta erhalten.

Jedenfalls war dort die Lektüre von wissenschaftlichen und dichterischen Werken in deutscher Sprache nicht mehr allgemein verboten oder völlig verpönt. Zwar erzählte Klopstock einige Jahrzehnte später, zu seiner Schulzeit »solte in den Rep. St. [Repetierstunden] kein deutsches Buch gelesen werden«, erwähnte aber zugleich, ein Lehrer, von dem er beim Studium von Christian Wolffs *Metaphysik Vernünfftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt* (Halle 1720) angetroffen worden sei, habe zu ihm gesagt: »Ja so ein d. B. [deutsches Buch] geht an.«³³ Derartige, aus der Ära der humanistischen – mithin lateinischsprachigen – Gelehrsamkeit überkommene Vorschriften wurden inzwischen auch deshalb liberaler gehandhabt, weil sich einige Lehrer selber für aktuelle Entwicklungen im Bereich der »schönen Wissenschaften und Künste« interessierten. Beispielsweise schätzten sowohl Freytag als auch Am Ende (der im Übrigen einen Teil von La Bruyères *Caractères* aus dem Französischen und Popes *Essay on man* aus dem Englischen übersetzt hat) den deutschen Dichter Friedrich von Hagedorn. Aus einem Brief, den Am Ende an Hagedorn geschrieben hat, geht hervor, dass er auch seinen Schülern empfahl, die Werke dieses Dichters zu lesen, wie er denn überhaupt unter ihnen den »Geschmack an guten Gedanken, Ausdrückungen und Reimen bestermaßen zu unterhalten und zu erhöhen« suchte.³⁴ Hübsch, der in Schulpforta auch die

Vorlesungen über die Poesie hielt, scheint zu Unterrichtszwecken unter anderem eine an Johann Christoph Gottsched orientierte Sammlung von musterhaften Dichtungen deutscher Sprache benutzt zu haben.

Zumindest gelegentlich wurden die Schüler dazu angehalten, sich selbst in der deutschen Dichtkunst zu üben. Einmal erteilte Freytag, also der Rektor selbst, Klopstock den Auftrag, eine Karfreitagsrede über ein selbstgewähltes Thema in deutschen Alexandrinerversen zu verfassen, und bezeugte anschließend seine Anerkennung.³⁵ Hübsch, dem als fachlich zuständigen Lehrer die Rede zuerst vorgelegt wurde, war von ihr weniger angetan, wie er auch andere Arbeiten seines Schülers kritisch beurteilte. Als Hübsch sich Jahre später über den Autor des *Messias* äußerte, erinnerte er sich daran, dass Klopstock schon in Schulpforta deutschsprachige Gedichte geschrieben und trotz des von ihm, Hübsch, getadelten Missbrauchs der antiken Metrik daran festgehalten habe, auch diese Gedichte in ungereimten Versen zu formen.³⁶ Hübsch sah darin nur einen Rückfall hinter die spezifischen, sich von der antiken Metrik emanzipierenden Regeln der deutschen Poetik, die seit Martin Opitz galten. Der Bruch mit diesen Regeln sollte aber den Weg frei machen für die antikisierende Verssprache von Klopstocks Odendichtung.

Die regelmäßig über den Tag verteilten Repetierstunden dienten nicht allein der Aneignung und Einübung des von den Lehrern im Frontalunterricht dargebotenen Lernstoffes. Vielmehr verschafften sie den Schülern auch die nötige Zeit, um über das vorgegebene Lese- und Schreibpensum hinaus ihre eigenen geistigen Interessen zu verfolgen. Aus der Schulbibliothek und den privaten Sammlungen einiger Lehrer konnten sie sich dazu wissenschaftliche Schriften und dichterische Werke ausleihen, und manche Schüler verfügten selber über einen kleinen Besitz an Büchern. Laut Muncker soll Klopstock unter anderem die in Latein verfassten Bände von Samuel von Pufendorf (1632-1694) zur schwedischen und zur brandenburgischen Geschichte besessen haben.³⁷ Natürlich tauschte man Bücher untereinander. Cramer berichtet, Klopstock habe John Milton (1608-1674) mit seinem 1667 in England erschienenen Versepos *Paradise Lost* auf dem Zimmer eines anderen Schülers kennengelernt, und zwar zunächst in der ersten Übersetzung durch Ernst Gottlieb von Berge:

»Da er ihn aber später in einer bessern Uebersezung wiederbekam, gewan er ihn desto lieber; so sehr, daß, als der Rector, der wegen des alzuhäufigen Lesens des Milton und und [sic!] ungehöriger Nach-